

# 400

## Was bringt KSA der Kirche heute?

### Gegenwärtige Herausforderungen an die kirchliche Praxis und die Antwort des Lernmodells KSA<sup>1</sup>

Michael Klessmann

*Professor Dr. Michael Klessmann, sieht die zentrale Herausforderung kirchlicher Praxis heute darin, dass das Amt, das Evangelium zu kommunizieren, seine Autorität nicht mehr aus sich heraus besitzt, sondern von der Person beglaubigt und überzeugend vermittelt werden muss. Er erklärt anschaulich das KSA-Lernmodell als eine interaktive Lernmethode, bei der über einen langen Zeitraum in kleiner Gruppe eine stimmige und flexible berufliche Identität gebildet werden kann, die die vielfältigen Anforderungen besser bewältigen und die berufliche Praxis glaubwürdiger gestalten kann. Michael Klessmann bemängelt, dass Theologiestudium und Vikariat nur begrenzt auf diese Herausforderung vorbereiten und betont den ursprünglichen Ort der KSA am Berufsbeginn.*

#### 1. Gegenwärtige Herausforderungen an die kirchliche Praxis – aus pastoral-psychologischer Sicht

*Anlässlich eines Krankenbesuchs erzählt mir eine sechzigjährige Frau, dass sie vor einigen Jahren aus der Kirche ausgetreten sei, weil der Pfarrer die Beerdigung ihrer Mutter lieblos und unpersönlich durchgeführt habe. Nach dem Umzug in eine andere Stadt habe sie noch mal überlegt, ob sie nicht wieder eintreten wolle, sie sei aus Neugier in eine Wiedereintrittsstelle gegangen und dort auf eine sehr nette und aufgeschlossene junge Pfarrerin getroffen, die habe sich ausführlich und ganz persönlich für ihr Leben und für ihren Glauben interessiert und sich anregend eine Stunde lang mit ihr unterhalten. Sie hätten auch über das Glaubensbekenntnis gesprochen und jetzt habe sie einiges besser verstanden, was ihr vorher unverständlich gewesen sei. Und dann sagt die Frau den bemerkenswerten Satz: „Wenn mir Kirche so begegnet, mag ich auch wieder dazugehören.“*

In dieser im Grunde alltäglichen Geschichte, die Sie alle vermutlich um eigene Begebenheiten ergänzen könnten, steckt m. E. eine der zentralen gegenwärtigen Herausforderungen an die kirchliche Praxis (N.B.: Es gibt natürlich

andere Herausforderungen struktureller und ökonomischer Art, die hier nicht Thema sein können): Menschen erwarten von den Repräsentanten der Kirche vor allem zweierlei:

- persönliche Zuwendung, Aufmerksamkeit und Achtsamkeit für das individuelle Schicksal und ein insgesamt kommunikatives, glaubwürdiges Auftreten;
- die Fähigkeit, schwierige theologische Inhalte so einfach und klar zu entfalten, dass ein hilfreicher Zusammenhang mit dem Leben, mit den Freuden und Leiden des Alltags, erkennbar wird.

Der christliche Auftrag, das pastorale Amt, hat keine fraglose Autorität mehr, weil die Institution Kirche als ganze kein selbstverständliches Ansehen und Respekt mehr genießt. Die Repräsentanten der Institution müssen mit ihrem Auftreten den Auftrag zur Kommunikation des Evangeliums gleichsam verbürgen, müssen diesen Auftrag so gestalten, dass er glaubwürdig und überzeugungskräftig wirkt.<sup>2</sup>

Fulbert Steffensky hat diesen Sachverhalt pointiert so beschrieben: „Die Zeit der festen Rollen ist vorbei. Der Pfarrer (und nun auch die Pfarrerin) sind nur noch sie selber, es schützt, ermuntert und verdirbt sie immer weniger ein

diesem Beruf vorliegendes Muster. Sie sind, die sie sind. Ihre Worte werden nicht gehört, weil sie aus dem Mund des Pfarrers oder der Pfarrerin kommen. Sie werden gehört und beachtet, insofern sie gut sind. Sie werden geehrt, insofern sie ehrenhaft sind, und nicht weil sie einen geistlichen Beruf haben... Das bedeutet zunächst eine größere Freiheit. Sie sind nicht mehr Opfer ihrer Rolle... Aber es bedeutet auch eine oft zu schwere Last. Sie müssen sich stän-

Es geht um glaubwürdige  
Kommunikation und  
Beziehungsgestaltung.

dig ausweisen und ständig beweisen, noch mehr: sie sollen ihre Botschaft ausweisen. Das Evangelium wird für so gut gehalten, wie die Pfarrerin oder der Pfarrer ist, die es predigen. Das aber ist zu viel für die Schulter eines Menschen." <sup>3</sup>

Die Repräsentanten von Kirche sollen Bürgen, Garanten und Exempel ihrer Botschaft sein – in einer Zeit, in der sich Religion immer stärker individualisiert, pluralisiert und synkretisiert. Dieser Sachverhalt ist nicht neu, aber er spitzt sich weiter zu in dem Maß, in dem die Institution Kirche gesellschaftliche Anerkennung verliert und in der medialen Öffentlichkeit vorwiegend kritisch dargestellt wird.

Diesen Sachverhalt – die Person muss das Amt beglaubigen und überzeugend ausfüllen – möchte ich aus pastoralpsychologischer Sicht weiter ausdifferenzieren und einzelne Bestandteile als Anforderungen an die Pfarrfrauen und Pfarrer (bzw. an die anderen kirchlichen Berufe und im Prinzip, wenn auch in modifizierter Form, an die Ehrenamtlichen) genauer benennen:

■ Es geht um *glaubwürdige Kommunikation und Beziehungsgestaltung*. Kirchliche Berufe sind Kommunikationsberufe, der größte Teil der Berufstätigkeit geschieht über zwischenmenschliche Begegnungen und die bewusste Gestaltung von Beziehungen. Glaubwürdig wird Kommunikation, wenn der Kontakt zwischen den Beteiligten als stimmig erlebt wird (d.h. wenn der Rollenträger/die Rollenträgerin zugewandt und aufmerksam ist, Blickkontakt

Es geht darum,  
eine lebensbezogene Theologie  
zu entwickeln.

hält, zuhört etc.), wenn verbale und nonverbale Ebene der Kommunikation einigermaßen übereinstimmen (was gerade in interkulturellen und interreligiösen Kontexten besonders schwierig ist, weil wir die kommunikativen Regeln der jeweils fremden Kultur kaum kennen). Aus der Psychotherapieforschung wissen wir, dass die Fähigkeit des Therapeuten, eine verlässliche, vertrauensvolle Beziehung zum Klienten, zur Klientin aufzubauen, entscheidend für die heilsame Wirkung von Therapie ist. Das ist im Pfarramt grundsätzlich nicht anders. Kommunikationsfähigkeit stellt eine Querschnittskompetenz für das Pfarramt dar – und vielleicht die wichtigste, denn was nützt eine kluge Theologie, wenn man keinen guten Kontakt zu den Leuten kriegt und entsprechend die Inhalte nicht angemessen vermitteln kann.

■ Es geht darum, *eine lebensbezogene Theologie zu entwickeln*, in der ein Bezug zur alltäglichen Lebenswirklichkeit, zur Lebenserfahrung erkennbar wird. Glaube, Theologie deuten Sinn und Ziel unseres (Alltags-)Lebens aus der Perspektive Gottes, aus der Sicht eines

unbedingten Zuspruchs und Anspruchs. Dieser enge Zusammenhang von Theologie und Erfahrung muss im Gottesdienst, in Seelsorge oder Erwachsenenbildung deutlich werden, damit Menschen spüren können: Hier geht es um mein Leben, um meinen Glauben. Wer anderen Menschen religiöse Zusammenhänge erschließen will, sollte dies zunächst am eigenen Leben, am Beispiel der eigenen Biografie, erfahren und durchdacht haben.

Es geht um die relative Übereinstimmung von Lehre und Leben.

■ Es geht um *die relative Übereinstimmung von Lehre und Leben*. „Am Pfarrer predigt alles“ hat Claus Harms vor über einhundert Jahren formuliert.<sup>4</sup> Lebens- und Arbeitsstil werden bei Pfarrerinnen und Pfarrern aufmerksamer wahrgenommen und kritischer bewertet als bei Ingenieuren oder Apothekern. – Und die Leute achten schon noch darauf (auf dem Land sicher mehr als in der Stadt), ob Lehre und Leben, Botschaft und Auftreten einigermaßen zusammen passen oder nicht. Gleichzeitig sollen Pfarrerinnen und Pfarrer nicht einfach kirchliche Lehre nachsprechen, sondern es soll erkennbar werden, wie sie das Credo persönlich durchdringen und füllen. Und sie sollen sprachfähig sein, die alte Botschaft in gegenwärtige säkulare und multikulturelle bzw. multireligiöse Zusammenhänge hinein zu vermitteln.

■ Es geht darum, das *Verhältnis von Rolle und Person zu klären*. Das Pfarramt ist eine Profession<sup>5</sup>, ihr Handeln also vorrangig von den Vorgaben der Rolle bestimmt; aber die Erwar-

tungen an eine Profession gehen dahin, dass in der Professionalität individuelle Wärme und Zuwendung durchscheinen soll, Nähe und Distanz angemessen ausbalanciert sind und so jeder Begegnung ein unverwechselbares Gepräge geben. Gerade in kirchlichen Zusammenhängen wollen Menschen nicht wie auf einer Behörde behandelt werden, sondern individuell gesehen und wertgeschätzt werden. Wie gelingt es dann, professionelle Vorgaben persönlich zu füllen und zu gestalten?

Es geht um die Entwicklung einer stimmigen, flexiblen beruflichen Identität.

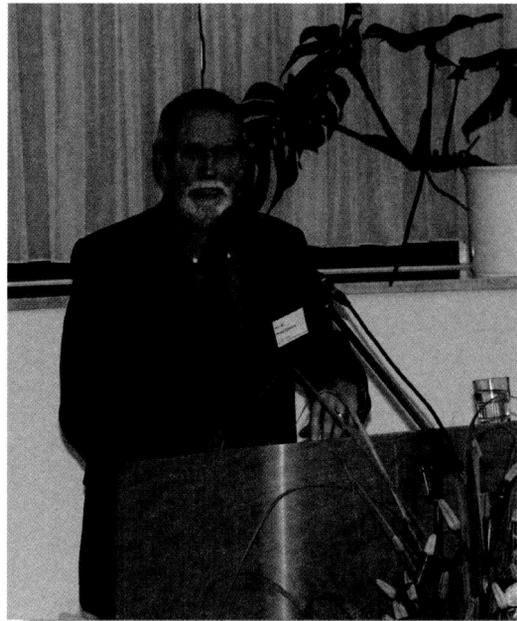
In diesen Zusammenhang gehört auch die Frage nach den verschiedenen Teilrollen im Pfarramt: Prediger und Seelsorger, Lehrerin und Liturgin, Managerin und Animatorin. Wie kriegt jemand diese z.T. deutlich in Spannung zueinander stehenden Teilrollen unter einen Hut? Welche füllt jemand gerne und überzeugend aus und welche machen ihm/ihr Schwierigkeiten? Was kann man diesbezüglich lernen? Wie kann man sich entwickeln?

■ Es geht um die *Fähigkeit zur Abgrenzung und transparenten Prioritätensetzung* gegenüber den vielen Erwartungen und Anforderungen im jeweiligen Arbeitsfeld. Das Pfarramt mit seinen zahllosen Aufgaben ist überkomplex, man kann diese Vielfalt nur gut bewältigen, wenn man sich (in Absprache mit den Leitungsgremien) Ziele und Prioritäten für die Arbeit setzt, diese Ziele auch nach außen hin transparent macht und bereit ist, die Konflikte, die sich daraus möglicherweise ergeben, konstruktiv auszutragen.

■ Es geht, alles zusammen genommen, um die *Entwicklung einer stimmigen, flexiblen beruflichen Identität*, in der professionelle und persönliche Anteile einander überzeugend durchdringen, die ersichtlich auf das jeweilige Arbeitsfeld und seine Zielgruppen bezogen ist und flexibel auf Veränderungen des Umfeldes reagieren kann. Der Pfarrberuf ist ein Weltanschauungsberuf, ein Gesinnungsberuf; Pfarrern und Pfarrerinnen machen zur Grundlage ihres öffentlichen Berufs, was bei anderen private Gesinnung ist, die niemanden etwas angeht. Das soziologische Stichwort vom Pfarramt als einer Totalrolle bedeutet, dass die persönlichen Glaubenüberzeugungen Grundlage und Medium der Berufsausübung darstellen und deswegen eine Trennung von Arbeit und Freizeit so schwierig ist. Der Auftrag zur Kommunikation des Evangeliums durchdringt alle Lebensbereiche. Dann ist es besonders wichtig, genau hinzuschauen: Wer bin ich in meinem Beruf? Wie trete ich auf? Welche Berufsbilder leiten mich? Wie verstehe ich den Auftrag für mich und im Blick auf die Menschen und Milieus, auf die ich bezogen bin? Auf welche Ziele hin möchte ich den Auftrag umsetzen? Wie hängt dies Verständnis mit meinem persönlichen Lebensweg, mit meinen Lebens- und Glaubenserfahrungen zusammen? Wo liegen meine beruflichen und persönlichen Stärken und Grenzen?

Wer im Blick auf diese Fragen Klarheit gewinnt, wird selbstständiger und kritischer im Umgang sowohl mit der christlichen Tradition als auch mit der Kirchenleitung; das ist nicht immer bequem, und doch in pluralisierten Zeiten um der eigenen Glaubwürdigkeit willen unbedingt wünschenswert.

Wenn die hier genannten Punkte zentrale Herausforderungen der kirchlichen Praxis darstellen, wo und wie kann man lernen, sich darauf vorzubereiten?



Prof. Dr. Michael Klessmann . Foto © KSA

Natürlich dient die gesamte theologische Ausbildung dazu, sich für diese Aufgaben zu qualifizieren. Wenn man jedoch das Studium der Theologie und das Vikariat anschaut, fällt sofort auf, dass ein zentraler Faktor in diesen Lernprozessen nur am Rand vorkommt: die Person in ihrer Bedeutung für das berufliche Handeln. Im Theologiestudium spielt die Person und ihr Gewordensein fast gar keine Rolle, im Predigerseminar rückt sie stärker in den Vordergrund – aber das Predigerseminar ist eine Pflichtveranstaltung, insofern sind diesem Ziel enge Grenzen gesetzt; erst in bestimmten Fort- und Weiterbildungen steht die Person freiwillig und selbst motiviert im Zentrum der Lernprozesse. Die Person des Pfarrers/der Pfarrerin ist das Medium aller pastoralen Tätigkeiten, von der Diakonin oder dem Gemeindepädagogen gilt das genauso. Deswegen müssen die Person und ihre personalen Kompetenzen ins Zentrum der Fortbildung rücken. Damit bin ich bei der KSA.

## 2. Was kennzeichnet das Lernmodell KSA?<sup>6</sup>

Klinische Seelsorge-Ausbildung will – der Name sagt es – auf das kirchliche Handlungsfeld Seelsorge vorbereiten. De facto leistet sie viel mehr: Denn dieses Ausbildungsmodell geht davon aus, dass man Seelsorge nicht lernt, indem man Methoden der Gesprächsführung und der Kommunikation einübt, sondern indem man sich intensiv mit der eigenen Person auseinandersetzt, mit ihrer Biografie, mit ihrem Glauben und spirituellen Ausrichtung, mit ihrer Kommunikations- und Beziehungsfähigkeit, ihren Ressourcen und Verletzlichkeiten. Ein Lernprozess, besser: ein Bildungsprozess soll in Gang kommen, der zur Entwicklung der gesamten Persönlichkeit anregt, zur Entfaltung der eigenen Kräfte und Anlagen, zur Konstitution mündiger Subjektivität, die dann wiederum in einem achtsamen und einfühlsamen Umgang mit anderen Menschen, mit deren Erwartungen und Bedürfnissen zum Ausdruck kommen. Es werden personale Kompetenzen gelernt, die als grundlegend und hilfreich eben nicht nur für Seelsorge, sondern für die Ausübung des Pfarrberufs (oder anderer kirchlicher Berufe und auch der ehrenamtlichen Arbeit) insgesamt gelten können. Drei Aspekte scheinen mir in diesem Lernprozess besonders wichtig:

1. Es geht in der KSA um Erfahrungslernen
2. Es geht um biografisches, subjektorientiertes Lernen
3. Es geht um theologisch-spirituelles Lernen.

### 2.1 Erfahrungslernen

Menschen lernen, wenn sie das, was ihnen im Beruf und im Alltag begegnet, aus rückblickender Distanz reflektieren und zu verstehen suchen. Learning by doing nennen wir das in der Tradition des amerikanischen Pragmatismus. Am Beispiel des Themas „Kommunikati-

on“ heißt das: Man eignet sich nicht Theorien über Kommunikation an, sondern begibt sich in zwischenmenschliche Begegnungen hinein, man kommuniziert, und fragt anschließend mit Hilfe von Außenstehenden (und dann auch mit Hilfe von Theorie), was da abgelaufen ist, was gelungen bzw. schwierig war und was die lernende Person mit ihrem Verhalten dazu beigetragen hat, dass die Begegnung so abgelaufen ist und nicht anders. Lernen heißt dann: genauer und umfassender wahrnehmen, unbewusste Denk- und Verhaltensmuster bewusst machen, Ressourcen erschließen, aber auch Grenzen erkennen, und in all dem sich als Person entwickeln und entfalten.

Es gibt in der KSA vorrangig zwei Erfahrungsfelder für dieses Ziel: *Das erste sind die seelsorglichen Gespräche im Krankenhaus* mit kranken Menschen und mit Mitarbeitenden.

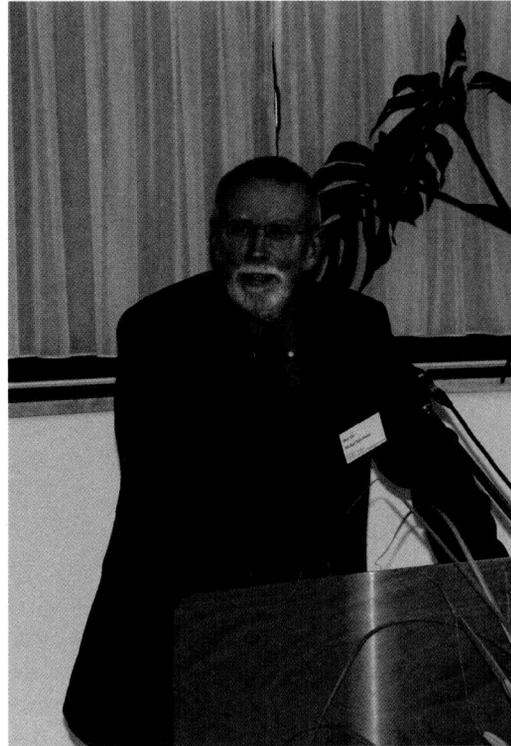
Die Begründer der Seelsorge-Ausbildung haben das Krankenhaus als Erfahrungsfeld gewählt, weil man hier in besonders verdichteter Weise Menschen in kritischen Lebenssituationen begegnet. Solche Begegnungen stellen oft tiefe Anfechtungen dar für die Betroffenen und damit auch für die Seelsorgenden: Kann ich als Seelsorger die Ausweglosigkeit eines schwer kranken Menschen mittragen und aushalten? Kann ich präsent sein und empathisch begleiten in einer solchen Krise? Bewährt sich mein Glaube angesichts dieser Anfechtung?

Außerdem ist das Krankenhaus in herausgehobener Weise ein säkularer und zugleich religionspluraler Ort, an dem man nicht schon, wie in der Kerngemeinde, ein gewisses Einverständnis über die Bedeutung von Kirche und Glauben voraussetzen kann. Die Herausforderungen an die Sprach- und Übersetzungsfähigkeit der Seelsorgeperson sind hier besonders hoch.

Die Sicht der anderen  
korrigiert und vervollständigt  
mein subjektives Selbstbild.

Das andere Erfahrungsfeld der KSA ist *die Lerngruppe*. Die 8 – 10 Teilnehmenden dieser Gruppe haben sich freiwillig zusammen gefunden, und ihre Aufgabe in der sog. Selbsterfahrung besteht darin, ihre Interaktion miteinander zum vorrangigen Thema zu machen. Die einzelnen präsentieren sich mit ihren Selbsterzählungen, die zunächst weitgehend sozial erwünschten Charakter haben; erst im Lauf der Zeit, durch Konflikte und das Wahrnehmen von Differenzen hindurch, entsteht ein Raum des Vertrauens und der gegenseitigen Wertschätzung, in dem die Selbstdarstellungen offener und realistischer werden können, und in dem eine Kultur des Feedback wachsen kann: Die anderen nehmen mich wahr, fühlen sich in mich ein und geben mir zu verstehen, was sie an mir schätzen und was sie schwierig finden, und wie sich mein Verhalten, mein Gewordensein auf den Kontakt mit ihnen auswirken. Das vervollständigt wiederum meine Wahrnehmung von mir selbst.

Die Kultur des Feedback habe ich in der Seelsorge-Ausbildung oftmals als Segen erlebt, auch wenn es weh tun kann, was man da zu hören bekommt. Wo kriegt man denn sonst ein ehrliches und zugleich von Wertschätzung getragenes Feedback darüber, wie andere einen wahrnehmen, wie man auf andere wirkt? Um genauer zu wissen, wer ich bin und welchen Eindruck ich auf andere mache, bin ich angewiesen auf die Wahrnehmung der anderen: Als Einzelner habe ich blinde Flecken, eingeschlossene Denk- und Handlungsmuster, die



Prof. Dr. Michael Klessmann . Foto © KSA

mir selbst nicht mehr auffallen, unhinterfragte, selbstverständlich gewordene Überzeugungen: erst die Sicht der anderen korrigiert und vervollständigt mein subjektives Selbstbild und trägt damit zu einer authentischeren Handlungsfähigkeit bei.

## 2.2 Biografisches, subjektorientiertes Lernen

Die Person ist das Werkzeug nicht nur der Seelsorge, sondern der gesamten kirchlichen Praxis. Die Person gibt allem beruflichen Handeln eine individuelle Färbung. Durch die subjektive Art und Weise des Auftretens, Wahrnehmens und Sprechens bekommt alles eine unverwech-

# 400

selbare Note. Darin spielen die Verhaltensmuster eine Rolle, die man im Lauf des Lebens bewusst und unbewusst gelernt hat und die auch im professionellen Handeln durchschlagen.

Ein Beispiel:

*In der Supervision erzählt eine Pfarrerin von ihrer großen Schwierigkeit, sich gegenüber Erwartungen von Kollegen und von Menschen aus der Gemeinde abzugrenzen und auch mal „nein“ zu sagen. Immer wieder ertappt sie sich dabei, dass sie Verpflichtungen eingeht, die ihr, wie sie dann merkt, zu viel werden und über deren Zusage sie im Nachhinein unglücklich ist. Auf die Frage, woher sie dieses Muster aus ihrer Biografie kennt, fällt ihr ein, dass es für sie als Kind überlebenswichtig war, die Wünsche ihrer depressiven Mutter zu erspüren und zu erfüllen. Die Mutter war häufig innerlich abwesend, versunken in ihrer depressiven Stimmung; aber wenn es der Tochter gelang, ihr einen Wunsch von den Lippen abzulesen, kriegte sie ein anerkennendes Lächeln. „Dann war ich glücklich, dann spürte ich eine Verbindung zwischen uns.“*

So hatte die Pfarrerin schon als Kind die hohe Fähigkeit erworben, sensibel die Wünsche anderer zu erspüren; aber eben diese Fähigkeit wurde zur Falle, als sie dieses Muster selbstverständlich und unbewusst auf ihr berufliches Handeln übertrug. Für diese Pfarrerin wird es schwierig bleiben, sich gegenüber den Wünschen anderer abzugrenzen, aber seit sie den biografischen Zusammenhang kennt, fällt es ihr insgesamt leichter, und vor allem, sie hat nicht immer gleich ein schlechtes Gewissen, wenn sie mal „nein“ sagt.

Im Sinn dieses Beispiels kann man sagen: Subjektorientiertes Lernen beginnt mit dem Wahrnehmen: Wahrnehmen dessen, was mich im Lauf meiner Biografie geprägt hat, durch

Wie soll man empathisch sein, wenn einem Stimmungen und Verhaltensweisen anderer fremd sind oder gar Angst machen?

welche Einflüsse ich zu der Person geworden bin, die ich im Moment bin, welche Gefühle gerade in mir vorhanden sind, welche Stärken und Schwächen, welche Ressourcen und Verletzlichkeiten ich erworben habe und wie sich diese Eigenheiten und Einseitigkeiten auf die Kontakte zu anderen Menschen auswirken. Gerade die ungeliebten Seiten, den Schatten (C.G. Jung), den man gern verdrängt, gilt es wahrzunehmen, und die Kindheitsmuster, die einen auch als Erwachsenen noch unbewusst bestimmen. Man lernt, sich selbst differenzierter und vollständiger wahrzunehmen und das ermöglicht es, auch andere genauer zu sehen und angemessener mit ihnen umzugehen.

Theologinnen und Theologen geben als Motivation für ihren Beruf häufig an, mit Menschen arbeiten zu wollen; gleichzeitig zeigen Untersuchungen, dass sie dazu nicht von vornherein immer schon geeignet sind?: Viele sind ungeübt, bei sich und bei anderen Gefühle zu spüren und auszusprechen. In der Herkunftsfamilie hat man darauf keinen Wert gelegt, es ging meist eher um handfeste Dinge. Aber wenn man jetzt beruflich mit anderen Menschen in allen möglichen Krisensituationen zu tun hat, mit deren Trauer oder Ärger oder Gefühl von Sinnlosigkeit – wie soll man damit umgehen, wenn man solche Gefühle bei sich selbst nicht kennt? Wie soll man empathisch sein, wenn einem Stimmungen und Verhaltensweisen anderer fremd sind oder gar Angst machen? In der Psychoanalyse wird die These vertreten –

Die Fähigkeit zur Selbst- und Fremdwahrnehmung muss man über längere Zeiträume hin entwickeln.

deren Richtigkeit ich aus eigenem Erleben nur bestätigen kann – dass man in der Arbeit mit anderen nur so weit kommt, wie es die eigenen Komplexe, Widerstände und Ängste etc. gestatten.<sup>8</sup> Deshalb gehören Selbsterfahrung und Fallbearbeitung unbedingt zusammen. Und für solche Prozesse braucht man Zeit: Methoden kann man sich kurzfristig antrainieren, die Fähigkeit zur Selbst- und Fremdwahrnehmung muss man über längere Zeiträume hin entwickeln. Deswegen dauert eine KSA vergleichsweise lange.

### 2.3 Theologisch-spirituelles Lernen

*„Was ist mit Erwin, jetzt wo er tot ist“ fragt eine Frau, deren Sohn vor ein paar Tagen auf tragische Weise ums Leben gekommen ist; sie richtet diese Frage an den Vikar, der zum Trauerbesuch gekommen ist. Der Vikar gerät angesichts der ihn überraschenden Frage ins Stottern, murmelt etwas von Ganztod und stürzt die Mutter damit noch mehr in Verzweiflung. Peter Bukowski<sup>9</sup>, der von diesem Fall aus dem Predigerseminar in Wuppertal berichtet, fügt sarkastisch hinzu: Hätte die Frau doch gefragt, was etwa Jürgen Moltmann zum Thema eines Lebens nach dem Tod gesagt hat, dann hätte der Vikar wahrscheinlich Auskunft geben können. Aber eine einfache und vor allem eine persönliche Antwort zu geben – davon war er überfordert.*



Prof. Dr. Michael Klessmann . Foto © KSA

Theologie ist in Deutschland stark intellektuell und lehrhaft geprägt; ich habe das im homiletischen Seminar an der Hochschule immer wieder erlebt, wie Studierende Formeln aus der Dogmatik in ihre Predigt übernahmen – und auf Rückfrage kaum in der Lage waren, solche Begriffe in Zusammenhänge von Alltagserfahrung zu übersetzen. Und selbst bei langjährigen Pfarrerinnen und Pfarrern erlebe ich als Predigthörer, wie sie mit dogmatischen Versatzstücken hantieren, als sei es doch klar und selbstverständlich, was die bedeuten.

Anton Boisen, der Begründer der amerikanischen Pastoralpsychologie, wollte die gesamte Theologie auf eine empirische Basis stellen und den Studierenden aufgeben, neben den traditionellen biblischen Quellen die „living human documents“ zu studieren und verstehen zu lernen. Soll heißen: In der Begegnung

# 400

Es braucht den geschützten und wertschätzenden Raum, in dem man verschiedene Formen persönlicher Spiritualität ausprobieren kann.

mit Menschen in Lebenskrisen wird hörbar und spürbar, was sie in tiefe Ängste stürzt und was sie in der Krise trägt, was sie verzweifeln lässt und worauf sie vertrauen, was sie entmutigt und was ihnen neue Hoffnung gibt, mit einem Wort: Welche Art von Gotteserfahrungen sie machen. In der Begegnung mit fremden Gotteserfahrungen – die inzwischen häufig nicht mehr in traditionell religiöser Sprache daher kommen – bilden sich die eigenen Glaubenseinstellungen der Seelsorgenden: Das, was wir gelernt haben in der Beschäftigung mit biblischen Texten und dogmatischen Ansätzen wird herausgefordert, wird konkret und lebendig in der Begegnung mit Anderen: Hier wird die Praxis zum Ort der theologischen Erkenntnis.

Es braucht einen geschützten Raum, um solche persönlichen theologischen Erkenntnisse zu offenbaren und genauer zu erkunden. Es kann gerade für Theologinnen und Theologen riskant und schambesetzt sein, Zweifel, Unsicherheiten und Vorbehalte im eigenen Glauben auszusprechen. Im Pfarrkonvent kann man das in den meisten Fällen leider nicht. Gerade neulich habe ich es wieder erlebt, wie da einer saß, der den Anschein erweckte zu wissen, was theologisch richtig ist; so eine Haltung lässt die anderen verstummen. Um zu einem persönlich verantworteten und durchdrungenen Glauben zu finden, ist das vertrauensvolle, persönliche Gespräch mit den Schwestern und Brüdern unabdingbar, das offene Gespräch, in dem man

die eigene Frömmigkeitsgeschichte anschauen kann, in dem man Neues suchen und selbst vermeintlich häretische und synkretistische Gedanken überhaupt erst mal aussprechen und bedenken darf; es braucht den geschützten und wertschätzenden Raum, in dem man verschiedene Formen persönlicher Spiritualität ausprobieren kann – wie sonst soll man herausfinden, was zu einem passt und was nicht. Relativ häufig höre ich in Supervisionen mit Pfarrerinnen und Pfarrern, dass sie keine für sie geeignete Form persönlicher Spiritualität gefunden haben – weil sie kaum Gelegenheit hatten, Verschiedenes auszuprobieren.

Wenn es gelingt, dass sich Teilnehmende in der Gruppe einander wirklich öffnen, wenn sie sich trauen, auch ihre schwachen Seiten zu zeigen, dann – so habe ich es oft genug erlebt – kann die gewachsene Solidarität der Gruppe zum Ort erlebter Rechtfertigung werden. Ich habe nicht vergessen, wie ein junger Mann unter großen Schwierigkeiten von seiner von ihm selbst gehassten Schüchternheit im Zusammenhang mit seinem aussichtslosen Kampf mit dem autoritären Vater erzählte und dann in ungläubiges Staunen ausbrach, als er merkte, wie viel Wertschätzung und Sympathie ihm aus der Gruppe für seine unverstellte Erzählung entgegen kam. In der sicher nur vorläufigen und bruchstückhaften Anerkennung und Wertschätzung durch die Gruppe öffnet sich eine Ahnung für die unbedingte und unbegrenzte Rechtfertigung durch die Quelle des Lebens. – Nicht abstrakt zugesagt, sondern im Kontakt mit anderen beglückend gespürt und erfahren.

In diesem Sinn ermöglicht die Gruppe in der KSA theologisch-spirituelles Lernen. Es entsteht eine lebens- und erfahrungsbezogene Art und Weise, Theologie zu betreiben und Frömmigkeit zu leben.

### 3. Schluss: Emotionale und spirituelle Berührbarkeit

KSA zielt darauf ab, dass die Teilnehmenden in den Erfahrungs- und Lernfeldern Krankenhaus (oder Gemeinde) und Lerngruppe zunehmend berührbar werden für das Leiden und für den Glauben der Menschen, mit denen sie es zu tun bekommen. Sie lernen und erleben in vielen dichten Begegnungen, wie sie hinter professioneller Routine (die sie zur eigenen Entlastung zweifellos auch brauchen) empfindsame und achtsame Menschen sind, die Solidarität und Parteilichkeit für die Schwächeren im Geist Jesu schenken und empfangen können. Berührbarkeit – Hermann Steinkamp hat dafür den Begriff der compassion gewählt, um auch die politische Dimension dieser Haltung anzudeuten<sup>11</sup> – wird zu einer psychologischen und zugleich spirituellen Kompetenz; eine Kompetenz, die nicht nur der Seelsorge gut ansteht, sondern Leben und Handeln im Pfarramt insgesamt einfühlsamer und lebendiger werden lässt.

#### Anmerkungen

- 1 Leicht überarbeitete Fassung eines Vortrags aus Anlass des 40jährigen Bestehens der Seelsorge-Fortbildung in der Ev. Landeskirche in Württemberg am 15.11.2013 in Stuttgart im Haus Birkach.
- 2 Ausführlicher dazu vgl. Michael Klessmann, Das Pfarramt. Einführung in Grundfragen der Pastoraltheologie. Neukirchen 2012.
- 3 Fulbert Steffensky, Der Pfarrer und das Pfarrhaus in der Literatur. Stuttgart 2004, 14.
- 4 Claus Harms, Pastoraltheologie Buch III, 1888, zitiert nach Eberhard Winkler: Das Pfarrhaus als Vorbild? In: Johann-Friedrich Enke (Hg.), Das evangelische Pfarrhaus in der Neuzeit. Eisenach, o.J., 88.
- 5 Vgl. dazu Isolde Karle, Das Pfarramt als Profession. Eine Berufstheorie im Rahmen der modernen Gesellschaft. Gütersloh 2001.
- 6 Ich verweise hier auch auf meinen Vortrag, den ich beim 30jährigen KSA-Jubiläum gehalten habe: „Wenn deine Kinder dich fragen, was ist KSA...?“ abgedruckt im Jahresbericht des Seminars für Seelsorge-Fortbildung (KSA) der Evang. Landeskirche in Württemberg von 2003, 11–19.
- 7 Vgl. Christoph Morgenthaler, Seelsorge. Gütersloh 2009, 231; Michael Klessmann, Ärger und Aggression in der Kirche. Göttingen 1992, 100ff.
- 8 Vgl. Bernd Oberhoff (unter Bezugnahme auf Sigmund Freud), Übertragung und Gegenübertragung in der Supervision. Münster 2000, 112.
- 9 Peter Bukowski, „Was wird aus Erwin, jetzt, wo er tot ist?“ Rückfragen an die I. Ausbildungsphase. Reformierte Kirchenzeitung 139 (1998), 352–356.
- 10 W.V. Lindner schildert, wie ein Mensch im Erzählen über seine Probleme und Freuden für einen Moment des Ganzen, des Grundes oder des Sinns seines Lebens ansichtig wird und darin so etwas wie eine Gotteserfahrung machen kann. W.V. Lindner, Religiöse Erfahrungen und Rituale im Lebensalltag. In: Wilfried Ruff (Hg.), Religiöses Erleben verstehen. Göttingen 2002, 34ff.
- 11 H. Steinkamp, Compassion lernen in der Wahlheimat. In: DGfP-Info 2009, 89–104.

